

**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur  
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte  
**Band:** 7 (1927-1928)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Johannes von Müller  
**Autor:** Requadt, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-156424>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

gestreckt haben.“ — Das wurde mir nicht nur zugegeben, sondern bestätigt mit den Worten, ein Genfer Banquier habe in Zürich selbst sich ausgesprochen: „James Fazy a doublé nos capitaux.“ Als ich aber einmal sagte, wir haben ja schon längst unsfern James Fazy, vor welchem alle kriechen, nämlich den Alfred, so nahm man mir es sehr übel auf. Und darum lasse ich nun den Sachen ruhig ihren Lauf

und somit Gott befohlen

Ihr

M.

(Schluß folgt.)

## Johannes von Müller.

Von Paul Requadt, Heidelberg.

Unter den Marmorbüsten der Regensburger Walhalla, diesem romanischen Versuch Ludwigs von Bayern, ein nationales Pantheon zu schaffen, steht das Bildnis Johannes von Müllers, des klassischen Geschichtschreibers der Goethezeit. Er selbst, gewohnt mit den Großen seiner Epoche auf gleichem Fuße zu verkehren, nannte dem König die Namen, die würdig schienen, diesem erlauchten Kreis der Geister anzugehören; daß auch er darin aufgenommen wurde, mochte ihm die Erfüllung eines Wunsches bedeuten, der ihn schon als Jüngling enthusiastisch bewegte. Denn nicht den Bedürfnissen des Tages lieh er seine Feder, mit ehrenem Griffel dachte er die Taten der Vorzeit einzuziehen in die Bücher der Geschichte, wie es seinen Meistern Tacitus und Thukydides gelungen war. Aber weder die marmorne Wucht seines Stils noch sein weites Wissen, mit dem er die Geschichte der Völker umspannte, sicherte ihm den Platz im Bewußtsein der Nachwelt. Entfremdet dem lebendigen Gefühl der deutschen Nation, seitdem er am Friedrichstag des Jahres 1807, in der schwersten Zeit der preußischen Monarchie, vor der Akademie sich als Gefolgsmann Napoleons bekannt hatte, starb er bald einsam, resigniert hingegeben dem Weltgeschehen, das ihn allzu mächtig bedrängte. Die freundschaftliche Verehrung, die Goethe Johannes von Müller zeitlebens bewahrte, und die zarten Worte, die er dem Toten nachsandte, vermochten nicht sein Andenken zu reinigen. Seine Persönlichkeit blieb behaftet mit dem Makel des Verrats, sein Werk wurde schnell überholt von der großartig sich entwickelnden Geschichtschreibung eines Niebuhr und Ranke, und in der Kunst seiner Darstellung sah man fühlen Klassizismus, die sentimentalische Steigerung eines Menschen des späten Rokoko, nicht die dichte Gefülltheit der klassischen Sprache Goethes. Heine bereits spricht von ihm als einem Bielgenannten, doch wenig Gelesenen: der Geschichtschreiber, den die Klassiker geehrt, den die Romantik gefeiert hatte, wurde vergessen.

Wenn wir es dennoch wagen, seine rätselvolle Gestalt der Gegenwart zu deuten, so berufen wir uns nicht auf seine Werke, die „Ge-

schichten schweizerischer Eidgenossenschaft" und die Weltgeschichte. Mag es wenigen wie ihm gelückt sein, die Geste heroischer Menschen in knapper Schilderung sichtbar zu machen, mag uns aus seiner Darstellung des Mittelalters der religiöse Schauer der Gotik ursprünglich anwehen, als Ganzes sie zum Leben zu erwecken, bleibt fruchtlose Mühe. Auch sein Charakter scheint wenig anziehend. Schwankend, von Eindrücken des Augenblicks bestimmt, äußerer Ehrungen leicht zugänglich, hafstet ihm eine Zweideutigkeit an, die den Lehrern bodenständiger Vaterlandsliebe, einem Arndt und Fichte, fremd ist. Indessen die tiefere Kenntnis seiner Entwicklung und der Tendenzen seiner Zeit begreift diese Zweideutigkeit nicht aus den empirischen Gegebenheiten seines Wesens, vielmehr sieht sie hier überrationale Geschichtskräfte am Werk, die sich schicksalsvoll in der Struktur eines Menschen durchkreuzen und die äußere Gestalt vielsältig und fragwürdig erscheinen lassen.

Drei Jahre jünger als Goethe wächst Müller auf in der geistigen Lust der westlichen Aufklärung. Nachdem er seinen Geburtsort Schaffhausen verlassen hat, lernt er sie in Genf in ihrer reinsten Form kennen. Er tritt dann ein in die von Herder ausgelöste Bewegung, die jugendfrisch die überlebten Formen mit neuen Gehalten füllte, steht unsren Klassikern nahe und endet im Banne der Romantik. Goethe vermochte, sein eigenes Lebensgesetz dämonisch erfüllend, diese Stimmungen der fruchtbarsten Zeit des deutschen Geistes zu überragender Ganzheit zusammenzuballen, Johannes von Müller war dies nicht beschieden: er blieb ein Spiegel der wechselnden Zeit, in sich geteilt und gespannt, ohne die abschließende Formel seines Wesens zu finden. „Er ist eine Natur,“ urteilt Goethe, „dergleichen auch nicht wieder zum Vorschein kommen wird, sowie seine Art Bildung für künftige Zeiten auch unmöglich ist.“ Sah ihn so ein Mitlebender der gleichen Generation, der wie keiner die Gefahren der Umwelt von sich ferngehalten hatte, so stellte er auch die Aufgabe, zu dem einheitlichen Lebenspunkt dieser „selt-samen Individualität“ vorzustoßen, Leben, Handeln und Werk als Auswirkung eines Zentrums zu begreifen: „Es würde sehr schwer sein, ihn als Menschen, als Talent, als Schriftsteller, Geschäfts- und Lebensmann in einem Bilde darzustellen.“ Diese Worte, nach dem Tode Müllers an den gemeinsamen Freund Reinhard gerichtet, enthalten für die moderne Geistesgeschichte das Problem.

In der Antike entdeckte Johannes von Müller seine geistige Heimat; die Lebensformen, die seine Persönlichkeit umfaßte, die des Geschichtschreibers, des Staatsmanns, des Freundes, bestanden hier in ursprünglicher Einheit. Die schönste Zeit der griechischen Polis sah die Jünglinge in liebender Freundschaft vereint für das Vaterland sterben, aus dieser Gemeinschaft wuchs die Teilnahme am Staatsleben, hier fand der Geschichtschreiber den geistigen Raum für den Vortrag der Taten seines Volkes. Staat und Individuum waren noch nicht getrennt; denn die Mitarbeit am Gemeinwesen gab dem Manne erst Wert und Ansehen, mochte er sich in der Palästra im Agon messen, mochte er selbst die Ge schickte der Vaterstadt leiten oder von ihnen in bleibenden Schriften be-

richten. Einst schilderte Herodot den Jünglingen von Athen die Kriege der Vorfahren, Aschylus kämpfte selbst mit bei Salamis und ließ dann im Theater das gewaltige Geschehen an den Augen des Volkes vorüberrollen. Wenn Sokrates dem Jüngling sein tiefstes Wesen zur philosophischen Selbstbesinnung brachte, so dankte er es der Macht des Geros, dessen Anhauch die platonischen Dialoge mit unvergänglichem Zauber schmückt.

Dies alles suchte Johannes von Müller in Griechenland: den Geschichtschreiber, der im Volke wurzelnd, das staatliche Amt eines Verkünders der nationalen Vergangenheit erfüllte und reich an geschichtlicher Erfahrung als Staatsmann tätig eingriff, endlich den Freund, mit dem er sich zur Bewunderung der Heroen vereinen und gemeinsam dem Ideal des Guten und Schönen nachstreben konnte; denn „die Ideen werden in den Armen eines weisen Freunds geboren.“

Nach Montaigne, den Müller schon in früher Jugend begeistert nachahmte, hat Windelmann, ergriffen von der Schönheit griechischer Körper, diesem antiken Freundschaftsideal nachgelebt: „er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft; er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendendem Ganzen.“ Als Müller das Jünglingsalter erreichte, war Windelmann schon nicht mehr. Ihr gemeinsamer Freund, Johann Heinrich Füssli, mag seinem Bewunderer von dem erhabenen Manne berichtet haben. „Wenn er gelebt hätte, würden wir Freunde gewesen sein,“ schreibt Müller von ihm.

Viktor von Bonstetten, aus einem angesehenen Berner Patrizierhause stammend, erwarb die Freundschaft des jungen Geschichtschreibers. An den reizvollen Ufern des Genfer Sees haben sie zusammen reiche Jahre verbracht, ganz sich selbst lebend und der Wissenschaft. In den Briefen findet sich ein Widerklang dieses Idylls: „Der ganze Frühling lacht und atmet aus allem, das Gras ist hoch und schön und stolz und scheint lebendig, die Lerchenrosen duften ab den Zäunen, und alle Spaziergänge zwischen den hohen Spalieren sind Paradiese. Komm, Freund, Geliebter, ich kann mich nicht enthalten, mich bei Dir zu setzen an den Fuß Deiner Alpen; versenkt in hohen Blumen.“ Persönliches verwebt sich mit sachlichen historischen und politischen Berichten; es sind „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund“, und diese Verbindung von Wissenschaft und Freundschaft war es, die die Romantik an ihnen liebte: „Sie sind wie echte Liebesbriefe, die zufällig in fremde Hände fallen,“ sagt Karoline Schlegel von ihnen, doch zugleich lehrten sie die Nachwelt das hohe Amt des Geschichtschreibers begreifen.

Zwei Freundschaftserlebnisse sind für Müller bedeutend geworden. Nach der Jugendfreundschaft mit Bonstetten, die, obwohl weniger eng, ihn bis zum Tode begleitete, schien ihm noch einmal, im Alter von fünfzig Jahren, eine Nachblüte beschieden zu sein. Es ist das seltsamste, psychologisch undurchdringlichste Ereignis seines wechselvollen Lebens. Durch einen jungen Menschen, der ihm nahesteht, werden Müller in seiner Wiener Zeit Briefe von einem Grafen Louis Batthiany überbracht, die voll von den lebhaftesten Versicherungen der Zuneigung, auf

ihn tiefen Eindruck machen. Ein täglicher Briefwechsel entwickelt sich, immer inniger entfaltet sich seine Freundschaft, er glaubt endlich den Einzigsten gefunden zu haben, der ihm schicksalhaft bestimmt ist und von dem Montaigne schreibt: „Wir suchten uns, ehe wir uns sahen.“ Diese Idee der Freundschaft ergreift ihn ganz. Das Bild des Freundes steigert und verklärt sich ihm, ohne daß er ihn je gesehen hätte; er berauscht sich an dem Gedanken, nach David, nach Scipio noch einmal die Freundschaft der Alten zu erneuern, ihrer Sympathie gewiß zu sein: „Es freuen sich die liebenden Geister und wandeln mit beschleunigtem Schritt freudiger durch die elyssäischen Auen.“ Wie Hölderlins Hyperion erwartet er die Befreiung Griechenlands, wo die Freunde dann zusammen auf geheiligtem Boden leben werden: „was denfst Du, wenn wir lustwandeln durchs thessalische Tempe, bewundernd heraufgehen vom Piräus durch die Ruinen in der Pallas unzerstörbaren Tempel auf die Burg oder fahren von Insel zu Insel die altberühmten ägäischen Gewässer.“

Johannes von Müller ist bald aus diesen Träumen geweckt. Sein Biograph wird den Roman dieser Freundschaft zu schildern haben, der nur in Platens Tagebüchern und Sonetten ein erschütterndes Gegenbild findet: Müllers Enthusiasmus, die Enttäuschung und endliche Entdeckung des Betrugs. Diese glühendsten Freundesbriefe unserer Literatur sind an einen Menschen gerichtet, der nur in der Idee des Schreibenden existierte. So sehr bildet Müller mit Windelmann „alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freunde um“, daß der Gegenstand seiner Neigung vor der Macht dieser Idee fast verschwindet. Dieselbe Einfühlungskraft, die ihn zum Historiker machte, war auch in seinen Freundschaften wirksam; er gab sich selbst auf und lebte nur noch im Freunde. Sein Herz schlug Wurzeln, wo es nur immer Erdreich spürte.

Die Liebe zum hohen Menschentum verlieh seinen Freundschaften die Weihe, seiner Geschichtschreibung die Erhabenheit des Stils. Fast ein Eros zog ihn zu den Helden gestalten der Vergangenheit, und so stellte er sie dar: in gedrängter Kürze, in klassischer Einfalt, die zugleich an die wuchtige Steilheit schweizerischer Gebirgstöcke und an die klare Sachlichkeit Caesars und des Tacitus mahnte. In der Schweizer Geschichte hat er seinem Volke den nationalen Mythos geschenkt, den Hodler durch seine Monumentalgemälde erneuert hat. Das Bild Wilhelm Tell, wie es aus Schillers Schauspiel bekannt ist, stammt aus diesem Werk. Ein Mythos konnte nur entstehen, wenn der Einzelmensch noch eingebunden war ins Staatsganze, wenn ein gemeinsamer Lebensraum alle Bürger umgab. Dies galt weitgehend für die Schweizer Kantone. Ihre Verfassungen versammelten einen großen Teil der eingessenen Bürger zur Beratung und zum Feste: über Müllers Geburtsort strebt der Munot, das Wahrzeichen städtischer Selbständigkeit massig empor. Monumental und national war seine Geschichtschreibung: „Sie lehrt Jünglinge den Weg der großen Männer wandeln.“ Was Müller innig mit dem Freunde verband, die gemeinsame Liebe zu den Helden, zu

Caesar und Friedrich, das sollte auch die Nation vereinen, wenn der Geschichtschreiber ihr das Werden des Staats, das Heldentum der Väter in knorriegen und gewichtigen Worten darstellte. Johannes von Müller lebte in dem verantwortlichen Bewußtsein dieses Amtes, schrieb er doch für Mit- und Nachwelt; er wollte wie einst Thukydides ein Werk von ewiger Gültigkeit hinterlassen.

Eine solche Geschichtschreibung war im höchsten Sinne auf die Gegenwart bezogen. Der Historiker, der in einer Staatengeschichte zur Tat aufrufen wollte, mußte selbst Staatsmann gewesen sein, er mußte wie die Alten auf dem Forum leben. Diesem Bestreben Müllers kam die Richtung seiner Zeit entgegen. Die Aufklärung kannte Geschichte als Dienerin von Staat und Kultur; in England und Frankreich war dieser Pragmatismus am deutlichsten ausgeprägt. Müller setzte diese Tradition fort. Neben Caesar, Thukydides, Tacitus wurden Machiavelli, Montesquieu und die Briten seine Lehrer. Um Kurfürstenhof in Mainz trat er dann in die Politik ein und übte mit seinen historisch-politischen Fürstenbundschriften, die noch Ranke musterhaft findet, einen unmittelbaren Einfluß aus auf die politische Lage Deutschlands.

Johannes von Müller hat noch einmal das antike Gesamtmensthum erneuern wollen. Aber war er wirklich der Mann, dessen Wesenswurzeln sich so tief in eine vergangene Geschichtsepoke hinabsenkten, war er ein Griech oder Römer, wie er glaubte? Wir müssen bekennen, daß die eigenartige Verknüpfung, in der die Persönlichkeit Müllers mit der Kulturlage seiner Zeit stand, eine solche unmittelbare Wiedergeburt des Altertums verhinderte. Was ursprüngliche Gegenwart in ihm sein sollte, war nur historische Rückschau eines Menschen, der am Vorabend der Revolution die Fundamente der europäischen Gesellschaft wanken und zerbröckeln sah.

Müller der Geschichtschreiber steigerte sich zum erhabenen Stil der Antike, weil er die kulturmüde Menschheit an den ewigen Mustern aufrichten wollte. Doch seine Briefe verraten, daß er trotz allem zu ihr gehörte; sie atmen nicht die herbe Männlichkeit eines den Alten wahlverwandten Geistes wie die Winckelmanns. Weich und hingebend erscheint er hier. Müller der Politiker war ein beweglicher Diplomat französischer Schule, dessen funkelnder Geist die Umgebung entzückte, der gern Orden und Adel annahm und nichts besaß von der kraftvollen Schlichtheit athenischer oder römischer Staatsmänner. Und Müller der Freund, eine zarte, fast weibliche Erscheinung mit gepudelter Perücke, maß sich nicht mit den Jünglingen im Wettstreit; von der Welt abgeschlossen ging er mit dem Freunde in gelehrten Studien auf, während die Alten aus diesen Verbindungen eine heitere, diesseitige Weisheit schöpften. Der Schimmer des untergehenden Rotolo liegt über seine Gestalt gebreitet.

Die Krise, die der europäische Geist um 1780 in sich austrug und deren Ankündiger Rousseau gewesen war, wurde von einer Strömung überwunden, die in Deutschland mit Herder zur Herrschaft kam. Schon in seiner Frühzeit hat er die für Müller schicksalsvolle Frage gestellt:

„Haben wir noch das Vaterland und Publikum der Alten?“ Herder, dem zuerst das Einmalige des geschichtlichen Verlaufs aufging, wußte, daß das Griechentum unwiederbringlich dahin war, daß jede Zeit nur ihr eigenes Sein zur Reife bringen konnte.

In Jahren seiner Freundschaft mit Herder vollzog sich der große Umschwung in Johannes von Müller: der Herold der Antike wurde zum gläubigen protestantischen Christen. Hatte er vorher aufklärerisch den Fähigkeiten der Handelnden die historischen Erfolge zugeschrieben, so sah er jetzt die Weltgeschichte von einem göttlichen Willen gelenkt. Jeder Mensch ist nur Glied in dem unendlichen Heilsprozeß, dessen Endziel allein Gott kennt. Ein neues Pathos beseelt Müller nach seinem religiösen Erlebnis. Der Geschichtschreiber, der sich als Einsam-Mahnender in einer zerfallenen Umwelt fühlte, wurde in einen höheren Zusammenhang aufgenommen. In der historischen Forschung enthüllt sich ihm nun das Geheimnis der Weltgeschichte, die Ratschlüsse Gottes mit den Völkern; sein Wesen erhält eine prophetische Weihe. Auch Herder sah die Weltgeschichte, von göttlichen Kräften durchströmt, in die vollkommene Verwirklichung des Humanitätsideals ausmünden. Aber er überschaute seherisch den ganzen Verlauf, es galt für ihn nur, die Geschichtsfakten in diesen Sinnzusammenhang einzuordnen. Anders Johannes von Müller. Er geht von den Quellen aus, denn hier ist er dem Geschehen am nächsten, hier erforscht er mühevoll das hinter den Ereignissen liegende, unergründliche Rätsel des Geschichtsgotts. Nur aus Leopold Ranke's Briefen spricht dieselbe heilige Auffassung des Geschichtschreiberberufs, die wir in Müller verehren. Der frühe Ranke schreibt: „In aller Geschichte wohnet, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeugt von ihm, jeder Augenblick predigt seinen Namen.“ Er ist so der unmittelbare Erbe Müllers geworden, aber während es dessen Schicksal war, immer wieder aus seiner vorgezeichneten Bahn geschleudert zu werden, nie ein Werk zu vollenden, konnte Deutschlands größter Historiker die Pläne seines Vorläufers verwirklichen und seine Studien zu klassischen Gebilden ausformen.

Ranke war erkennender Geschichtschreiber, der weitab vom politischen Getriebe seiner Zeit dem Studium lebte, Johannes von Müller wollte noch im Sinne des 18. Jahrhunderts als Staatsmann wirken. Doch vertrug sich das mit seinem neuen Begriff vom Beruf des Geschichtschreibers, zu dem er sich bekannte? Könnte Müller, der die Weltgeschichte von dem unbekannten Gott geleitet sah, noch tätig eingreifen in die politischen Geschäfte? Er mußte erkennen, daß das Handeln des Menschen nichts vermochte gegen das ewig vorbestimmte Geschick, daß ihm nichts blieb als zu erforschen, was Gott zu dieser Zeitwende bereitete.

Als die französische Revolution das Staatengesüge erschütterte, als die Schweiz den neuen Machthabern zufiel und der Stern Napoleons zu steigen begann, sah er eine neue Ordnung der Dinge kommen. Müller hat nicht versucht, das Stürzende zu halten; denn wer durfte es wagen, den Gerichten Gottes vorzugreifen? Er verschloß sich nicht

vor den Ereignissen in die reinen Bezirke der Wissenschaft und Schönheit, wie es Goethe tat, weil sein innerstes Wesen ihm gebot, gleich den Propheten die mahnende Stimme der Zeit zu sein, als Gesandter Gottes das Vergangene zu richten und die Heraufkunft einer neuen Epoche zu verkünden. Napoleon wurde ihm ihr Héros. Nach der Schlacht bei Jena trat er auf seine Seite, die Unterredung, die der Kaiser ihm in Berlin gewährte, machte ihn zum überzeugten Anhänger. Einst hatte er in Sanssouci den überwältigenden Eindruck vor der Erscheinung des greisen Friedrich empfangen, jetzt führte ihn dieselbe antike Heldenliebe zu Napoleon, der für ihn beides war: der Nachahme Caesars und der von Gott bestimmte Vollstrecker der Geschichte. Verantwortungsvolle Einsicht in den welthistorischen Verlauf, nicht private Gesinnungslosigkeit trieb ihn zu diesem Schritt, den Goethe fast rechtfertigte, selbst Fichte milde beurteilte. Müller stammte aus der europäischen Welt des 18. Jahrhunderts, die deutsche Nation war erst im Werden. Eine von Frankreich beherrschte Schweiz, ein besieгtes Preußen konnte dem Geschichtschreiber der alten Eidgenossenschaft, dem Befreier Friedrichs keine Heimat sein. Wie er wirklich dachte, hat er in seinen letzten Jahren gezeigt. Beladen mit der Würde eines westfälischen Staatsministers, bemühte er sich vergebens, die Universitäten des Landes zu erhalten, bis er endlich enttäuscht die Trümmer seines Lebenswerks überschaute und von Gram verzehrt dahinging.

Wir suchen das Bild Johannes von Müllers noch einmal zu umreißen. Antike und Protestantismus sind die Grundlagen seines Wesens. Als Geschichtschreiber ist er zugleich der Erbe des Tacitus und der Jünger Herders, welcher die erhabene Objektivität der Alten mit der reinen selbstlosen Hingabe des schauenden protestantischen Gelehrten vereint. Sein Stil, spröde und geschwollt, rhetorisch und beseelt, schillert von römischer Monumentalität zu prophetischem Pathos. Ganz Mensch der Gesellschaft, ein gepuderter Diplomat des Rokoko, dessen geistsprühende Aussprüche Stendhal in sein Werk aufnimmt und ein einsamer gotterfüllter Forscher, der zeitlebens eine verwandte Seele sucht. Müller liebt mit hellenischer Heiterkeit seine Freunde, und doch ist er eine asketische, schlichte Natur, mit Goethe zu reden, ein „zartes, liebenswürdiges Wesen“.

Adam Müller hat ihn einen „antiken Protestant“ genannt, und unvermögend wie er, sein Wesen anders als in Spannungen und Paradoxen darzustellen, bescheiden wir uns, einen Abglanz dieser faszinierenden Gestalt erhascht zu haben, die an der Wende zweier Jahrhunderte, getragen von französischer und deutscher Kultur, von Antike und Luthertum, meteorgleich zu höchstem Glanze stieg und dann einsam versprühend ins Grab sank, nicht ohne in Ranke den geklärten Vollender und Erfüller zu hinterlassen.